



Drei und dreißigster Jahrgang.

48.

Donnerstag, am 6. December 1849.

Der treue Husar.

Durch die öde Büste zieht der Husar,
Die Luft ist trüb, der Wind pfeift schaurig,
Sein Kleid ist zerrissen, zerweht sein Haar,
Und Stirn und Auge, vor Zeit so klar,
Sind dumpf umdüstert und traurig.
Ach! wie er durchstreift auf dem Noß das Gefild,
Ist er der Heimat lebendiges Bild.
O wehe dir, Ungarn, wehe!

Der Görgey, der Görgey räumte das Feld,
Der Görgey ergab sich, er streckte die Waffen.
Magyar, das that dein berühmter Held,
Auf den du gebaut eine ganze Welt!
Wie konnt' er der Ehr' sich entrafen?
Was half nun der Sieg von Schlacht zu Schlacht!
So hat der Husar im Herzen gedacht.
O wehe dir, Ungarn, wehe!

Läg' ich auf der braunen Haide todt,
Blutklebend das Haar, das Haupt gespaltet,
Dann ängstete nicht mein Herz die Noth,
Dann wär' vor dem düstern Abendroth
Der Heimat mein Leben erkaltet!
Doch daheim, da harret das greise Weib,
Das einst mich trug am blühenden Leib.
O wehe dir, Ungarn, wehe!

Mit verhaltne'm Zorn, mit tiefem Weh
Siebt er dem Noß die flirrenden Sporen:

Reiß aus, mein Kenner, zum Platten-See,
Daß ich mein Mütterlein wiederseh'
Da das Vaterland verloren,
Da das Vaterland sich verblutet hat,
Wein' ich an ihrer Brust mich satt.
O wehe dir, Ungarn, wehe!

Doch als er dem heimischen Dorfe naht,
Da suchet sein Blick umsonst in die Runde:
Kein Haus, kein Baum, kein Strauch, keine Saat!
Das Feu'r, das es fraß, der Fuß, der's zertrat,
Von Oestreich's Wuth giebt er Kunde.
Ein Knabe zeigt ihm ein frisches Grab:
Die er suchte, die senkte man dort hinab!
O wehe dir, Ungarn, wehe!

Kein Schrei, kein Seufzer, kein Thränenguß!
Das Vaterland todt, die Mutter gestorben!
Doch einmal sagt er: O bitterer Schluß!
Doch um Mitternacht tönet ein Schuß und ein
Schuß:

Zwei haben den Tod erworben.
Den treuen Husar mit dem treuen Pferd
Auf der Mutter Grab der Morgen verflärt.
O wehe dir, Ungarn, wehe!

Wolfgang Müller.

Die Universität Dorpat.

Keine Stadt der russischen Ostseeprovinzen trägt in ihrem Außern noch ein so unvermisches, anheimelndes deutsches Gepräge, als Dorpat. Die vereinsamte Lage der Stadt da inmitten der endlosen Morastfläche des baltischen Nordens, ihre Unbedeutendheit für Handel und Wandel, vielleicht auch die treuere Bewahrung des germanischen Elements durch die mit deutschen Professoren besetzte Universität, haben den Strom der russischen Einwanderung, der alle anderen Städte der Ostseeprovinzen bereits überschwemmt und ihres ursprünglichen Charakters beraubt hat, bis jetzt noch glücklich von den Ufern des Embach's abgelenkt. Daher wird unser Auge hier nicht von den einstöckigen, grell-bunten, ohne alle Rücksicht auf Schönheit und Symmetrie sich verzettelnden, gedankenlos zusammengewürfelten russischen Häusern beleidigt; wir finden kompakte, enge Straßen mit mäßig hohen, einsfarbigen Häusern; wir finden eine hübsch gebauete deutsche Landstadt. Außerdem ist Dorpat in den Ostseeprovinzen weit und breit berühmt durch seine „schöne Lage“. Mit dieser „schönen Lage“ hat es nun folgende euphemistische Bewandniß. Die Stadt liegt am Fuße einer Anhöhe, die sich vom Ufer des Embach's, der Verbindung zwischen Würziger und Veigussee, bequem und unvermerkt zu einem Hügel von 200—300 Fuß erhebt und auf ihrem Gipfel die umfangreichen Ruinen einer zur Zeit der deutschen Ordensherrschaft gegründeten Domkirche trägt. Der „Dom“, wie man den Gipfel des Hügel's mit seiner ganzen Ausdehnung nennt, ist nun durch Geldbeiträge, welche nach einer allerhöchst verordneten Taxe von Professoren und Studenten erhoben werden, mit Gängen und Baumanlagen geschmückt worden und gewährt einen freundlichen Blick auf die rothen Dächer der emsig am Fuße hinkriegenden Stadt und eine öde Aussicht auf die weite, farblose Fläche mit ihrem trägen Einerlei von Sumpf und Nadelgehölz und ärmlichen Esthenhütten, — ein Bild der baltischen Natur, alles dunkel, unbegrenzt, ohne Licht- und Ruhepunkte. Das ist die „schöne Gegend“, welche so viel Beschauer nach Dorpat

auf den Dom lockt, nicht beschränkt genug wegen des öden Hintergrundes, um idyllisch zu sein, und nicht öde genug wegen des freundlichen Vordergrundes, um durch wilde Masseneinsörmigkeit zu imponiren. Diese Unentschiedenheit der umgebenden Natur, welche zwischen deutscher Gemüthlichkeit und russischer massenhafter Charakterlosigkeit schwankt, welche in nächster Nähe der Stadt einen civilisirten Anlauf nimmt, aber sich gar bald wieder in die weite Einöde der slavischen Barbarei verliert, ist vielleicht nicht ohne Einwirkung auf Charakter und Schicksal der deutschen Universität geblieben.

Factisch hörte Dorpat schon nach dem Tode Alexander's auf, eine deutsche Universität zu sein. Die ultrarussische Partei, deren gewandteste Häupter, Berowski, Uwaroff und Modwinoff, jetzt den vertrautesten Rath der Krone bildeten, wußte gar bald die letzte Stätte deutscher Bildung in russische Uniformen einzuschnüren und fand leider bei Durchführung des jede freie Entwicklung im Keime erstickenden officiellen Samaschendienstes die bereitwilligsten Werkzeuge in den national-deutschen Professoren. Schon war die wissenschaftliche Ausbildung, die von der Dorpater Hochschule ausging, nicht viel mehr, als eine kaiserlich russische Dressur, deren lenkende Fäden man endlich einem gutmüthigen, aber sehr beschränkten und eben deshalb besonders brauchbaren invaliden General, dem Curator Krafftström, in die Hände gelegt hatte; — als nach Bestiegung der letzten vom Professor Ullmann ausgehenden Opposition des deutschen Elementes, im Jahre 1845 die Russification eine bestimmte äußere Gestalt annahm.

Die Erwerbung eines Maturitätszeugnisses wurde jetzt an die Bedingung geknüpft, daß der Abiturient bei der Prüfung die Kenntnisse des ersten Censurgrades in der russischen Sprache documentirte, die wöchentlichen Unterrichtsstunden der baltischen Gymnasien wurden im Russischen auf mindestens acht erhöht und im Deutschen auf höchstens zwei beschränkt. Manche Gymnasialdirectoren blieben jedoch hierbei nicht einmal stehen, sie kannten recht gut den Weg, auf dem sie sich allerhöchste Belobungsschreiben und schmeichelhafte Orden erwerben konnten, und man muß

anerkennen, daß das Gouvernement sich in dieser Beziehung nicht undankbar zeigte. Im Jahre 1846 wurde es jedem Professor zur Pflicht gemacht, wenigstens ein Colleg in russischer Sprache zu lesen und diese Verordnung auch auf die Gymnasiallehrer ausgedehnt. Die ausländischen waren zwar einstweilen von dieser Verpflichtung ausgenommen; man appellirte aber an ihren freien Willen und wußte dieser Appellation einen so verführerischen Nachdruck zu geben, daß viele nicht widerstehen konnten und andere mit patriotischem Eifer Russisch studirten, um sich ebenfalls bald ein Anrecht auf die gewissen Belohnungen zu erwerben.

Um dieselbe Zeit nun verbreitete sich plötzlich das Gerücht von einer Aufhebung der Dörpt'schen Universität. Niemand wußte, wo es herkam, aber es bestand, und mit diesen Gerüchten in Rußland hat es seine eigenthümliche Bewandniß. Daher war der Schreck in Dorpat groß, jedoch nur die theologische Fakultät wagte es, eine Art von Protest einzureichen. Offenbare Gewalt liegt nicht in der Tendenz der russischen Politik. Sie weiß schon auf anderem Wege zu ihrem Ziele zu gelangen. Jenes Gerücht war daher bald verschollen, um dem einer Verlegung der Universität nach Pleskow Platz zu machen. Nachdem nun diese Eventualitäten den deutschen Gelüsten, die wohl noch hier und da im akademischen Leben schüchtern hervortraten, mehre Jahre lang als belänstigendes Schreckbild vorgehalten worden sind, will man jetzt endlich das Projekt ernstlich verwirklichen. Schon vor einiger Zeit berichteten die Zeitungen, daß der Reichstag dem Kaiser den Antrag wegen Verlegung der Universität Dorpat nach Pleskow vorgelegt habe. Der ungarische Krieg kam dazwischen und lenkte die kaiserliche Aufmerksamkeit von den inneren Fragen ab; aber es ist nicht daran zu zweifeln, daß man diesen Schritt als letzte nothwendige Konsequenz des befolgten Systems thun und somit auch formell die deutsche Universität in eine russische Tschinnownik's-Drillanstalt umwandeln wird. Gerade die neuesten Ereignisse haben gezeigt, wie nothwendig es vom absolutistisch-russischen Standpunkte aus ist, die letzte Quelle, welche dem Czarenreiche abendländische Kultur zuführen könnte, zu verstopfen.

Am meisten wird hierbei der arme Curator, der nach dem russischen Grundsatz, daß ein General alles verstehen müsse, zugleich die höchste wissenschaftliche Autorität ist, zu beklagen sein. Er hatte eine so recht innige Freude an den schmucken Uniformen seiner Professoren und Studenten und konnte es selten über seine Gutmüthigkeit gewinnen, die Strenge der Gesetze walten zu lassen, selbst wenn er einen Musensohn bemerkte, der sich das Kapitalverbrechen, den Uniformkragen offen zu tragen, zu Schulden kommen ließ. Sic transit gloria mundi; — das Deuthum hat doch allenthalben ein Unglück. —

Das wird das Schicksal Dorpat's sein, selbst wenn es die russische Politik auch dies Mal noch gerathen finden sollte, die äußere Krisis weiter hinauszuschieben und durch einige russificirende Akase vorerst noch organischer zu vermitteln. Schon damals im Herbst 1845, als ich zum ersten Mal vom Dome auf die freundliche, kollegienstille Stadt hinabschaute, konnte ich mich dieser Ahnung nicht erwehren und sie stimmte mich so traurig. Denn als rechtschaffener Deutscher, der mitten aus der Werkstätte unserer vormärzlichen Tagesliteratur kam, vermochte ich natürlich meinen Blick nicht über den beschränkten Horizont des damaligen Patriotismus zu erheben. Ich nehme die Größe unseres Vaterlandes im streng-quantitativen Sinne, und war daher entzückt, wenn ich mit der Augsburger Allgemeinen und den anderen Journalen, die uns zu Beginn der vierziger Jahre mit Patriotismus versorgten, von den nationalen Eroberungen las, die Deutschland in Schleswig, in Elsaß, in Amerika, am Ganges und der Ostsee noch machen würde. Einige derselben, namentlich das Elsaß, hatte ich freilich in Deutschland mit blutendem Herzen schon aufgegeben; aber die Ostseeprovinzen glaubte ich ganz sicher zu haben. Daher stimmte es mich so traurig, als ich hier auf dem Dome bei Dorpat die Ueberzeugung gewann, daß wir auch die Eroberung der baltischen Lande aufgeben müßten, um sie unserem Erb- und Lebensfeinde Rußland zu überlassen. Und doch war es ein so durch und durch deutscher Sonntagmorgen, der mich hier umgab und so heimisch anlockte, daß es mir doppelt schwer wurde, auf die Ostseeprovinzen zu verzichten.

Von den drei Thürmen der Stadt tönten die Feiertagsglocken herauf in lange vermischten, vertrauten Accorden, über uns lag ein blauer sonnenstiller Herbsthimmel, einzelne Spaziergänger wanderten grüßend an uns vorüber, ein silberbeschlagenes Gesangbuch unter dem Arm, spießbürgerlich und herzlich, und mein neben mir stehender Landsmann aus Schwaben, der aus ähnlicher Veranlassung wie ich dem Vaterlande den Rücken gewandt hatte, drückte mir warm die Hände und meinte: wir hätten doch lieber in Deutschland bleiben sollen trotz Censur und Polizei, denn es wäre so schön in der Heimat. —

Meinen deutschen Lesern mag diese triviale Sonntagspoesie ziemlich abgeschmackt und lächerlich erscheinen, wenn sie aber an der Heimat verzweifelnd in die russischen Einöden fliehen und nach monatelanger Wanderung auf dem Dörpt'schen Dome zuerst einem deutschen Sonntagsmorgen begegnen sollten, dann werden sie doch, selbst die emancipirtesten und weltbürgerlichsten unter ihnen, mit meinem schwäbischen Freunde ausrufen: Wir hätten doch lieber in Deutschland bleiben sollen, denn es ist so schön in der Heimat! Es ist eben immer das alte Lied, dessen Melodie wir nicht vergessen können und die uns Deutsche überall hin verfolgt, obgleich wir doch eigentlich noch immer kein Vaterland haben. Jeder, der die Fremde suchen mußte, kennt die Worte des Dichters:

Sieh' her, da stehen sie verbannt
Und weinend an dem fremden Thore,
Rückwärts den treuen Blick gewandt
Von einer fremden Tricolore. —

M u s P a r i s .

„Sie mögen es treiben, wie sie wollen,“ äußerte sich ein ehrwürdiger Zeitgenosse Chateaubriand's im Laufe eines Gesprächs über die Sprache der legitimistischen Zeitungen zu mir, „sie mögen es treiben, wie sie wollen, sie mögen noch so religiös thun, den Absolutismus noch so glänzend herausstreichen, sie werden den Grundcharakter des französischen Volkes, seine demokratische Gesinnung

denn doch weder zu ändern, geschweige denn zu unterdrücken vermögen!“ Und er schob eine Ankündigung der hocharistokratischen und sehr theuern Revue: „La Mode,“ welche ihren Lesern wöchentlich ein Tagebuch aus Frohsdorf bringt, mitleidig lächelnd zur Seite. Der geistreiche Greis, dem ich mich gegenüber befand, hatte mich bei diesen Worten auf seine adelige Abkunft vergessen gemacht. Seine tiefe, wahre Bemerkung hatte auch in mir eine Fülle schlummernder Gedanken, stummer Ueberzeugungen geweckt, und ich wollte eben seine Andeutung näher ausführen, um ihm zu zeigen, wie sehr ich ihn verstanden habe, als man dem alten Herrn meldete, sein Diener warte auf ihn, um ihn heimzuführen. Er zog sich zurück und ich folgte ihm gar bald, da ich in dem ganzen geselligen Kreise Niemand kannte, der mit mir gesprächsweise das von ihm angeschlagene Thema hätte durchführen mögen. Der Gedanke lobnt der Mühe, verfolgt zu werden, dachte ich und griff unwillkürlich zur Feder, um an Sie zu schreiben. Der französische „Esprit“ ist sich in der That seit Jahrhunderten gleich geblieben; seit Jahrhunderten macht sich in der Literatur und in den schönen Künsten, in diesen reifsten Blüten des Volksgeistes, das den Franzosen angeborene Gefühl der Freiheit und der Opposition geltend. Der gebildete Franzose war stets Frondeur. Nehmen Sie die gesammelten Lieder der ältesten Trouveurs zur Hand, Sie werden in ihnen nicht bloß die sinnlichste Auffassung der Liebe finden, zischelnde Spottlieder gegen die Großen und Mächtigen schlüpfen Ihnen hin und wieder aus den vergilbten Blättern entgegen. Lange vor der geschwungenen Geißel des größten satyrischen Dichters, Rabelais, zieht der mystische Verfasser des Romans von der Rose schon gegen die Papelardie zu Felde. Unter Ludwig XII. erlaubten sich die „Sorgenlosen Kinder“, diese tollen poetischen Rangen, deren Schaustücke der alte König selbst besuchte, bereits allerlei gottlose, unehrerbietige Schwänke und Anzüglichkeiten. Ja, der sarkastische Großvater der Madame de Maintenon, der ernste Daubigné geht noch weiter, als die liebe Jugend seines Zeitalters. Er brandmarkt die Saturnalien Heinrich III. mit glühenden Farben und wird durch seine gerechte Entrüstung stellenweise zu einem wahrhaften Boeten.

Dann kommt der feine Spötter Marot, dessen Verse gegen die Priester die Bundesgenossen Luthers in Frankreich genannt zu werden verdienten. Ihm zur Seite steht der Mann, dessen Seele rein und streng, scharf und gerecht, wie die des größten römischen Geschichtsschreibers, fühlt. Die Schaar der Frondeurs im Gebiet des Geistes wird immer dichter. L'Hôpital wird durch das Geschrei der auf die Tortur gespannten Opfer des religiösen und politischen Absolutismus, durch die Asche der Scheiterhaufen zum begeisterten Lobredner der Tugend und des bürgerlichen Muthes, während Michael Montaigne und La Boétie noch während des Verfalls des Thrones unter den Valois, wie zu früh gekommene Propheten, die republikanischen Ideen der ersten französischen Revolution entwickeln. Larochefaucauld beschäftigt sich zwar vorzugsweise bloß mit der Schilderung der hohen Gesellschaft, zu der er gehörte, trägt aber eben, je getreuer er schildert, dazu bei, die Mißachtung der Noblesse zum System zu erheben. Er war gewiß kein Republikaner, hat aber trotzdem der Monarchie einen eben so großen Schaden zugefügt, als Corneille durch seine Bühnendichtungen, in welchen er seine kraftlosen Zeitgenossen für die römische Republik begeisterte. Molière konnte sich schon nicht mehr mit den schadhafte Seiten der Noblesse begnügen; kaum begann die Bourgeoisie eine politische Rolle zu spielen, so hatte sie an ihm auch schon einen unbarmherzigen Beobachter ihrer Lebensweise und Intriguen gefunden. Die Bühne war unter ihm und dem den Fanatismus verfolgenden Voltaire der gefürchtetste Censor der öffentlichen Sitten. Nimmt man den Philosophen Voltaire im Vereine mit Rousseau, so steht man im Mitteltreffen jener unsterblichen Vorkämpfer des vorigen Jahrhunderts. d'Alembert, Helvetius, d'Holbac, Marmontel, Grimm sind ihrer Anführer würdig; sie schreiben so kühn, als sie denken, und denken so frei, als sie fühlen. Während sie im Centrum sieghaft gegen das Carré der alten Vorurtheile eindringen, werden sie auf beiden Seiten durch blendende Parteigänger unterstützt: Beaumarchais, Fabre d'Eglantine, Chenier, Lemercier, Vicard haben zwar nicht so unwiderstehlich wie sie ein, verstehen es aber, durch die unausgesetzte Lebendigkeit ihrer Angriffe die feindlichen Reihen

in Verwirrung zu bringen. Endlich haben sie den unblutigen Kampf der Ideen durchgeföchten und beherrschen die Welt der Thatsachen, und siehe da! der Sieg wird blutig, weil die Sieger eben so despotisch sind, als früher die Besiegten waren. Auswärtige Kriege sprechen zu ihnen von der Nothwendigkeit der Einheit, Napoleon zeigt ihnen das lockende Bild des Ruhmes, das ihnen alle Zeit zu Haß und Streit im Innern nimmt, und zieht den Geist der Republik zu Gunsten seiner Dynastie ein. Aber der Traum des Ruhms zerfliebt bei Waterloo, und die Franzosen gehen wieder in sich, sehen sich wieder zu Hause um. Die Erinnerung ihrer vorkaiserlichen Zeit gährt in Paul Louis Courier, diesem jüngern Bruder Rabelais', dessen Brochuren den Bourbonn mehr schaden, als ihnen die eines Chateaubriand genügt haben. Lamennais, Godefroy Cavaignac, Cormenin, Michelet, Quinet, Lamartine — — wer könnte sie alle nennen die Männer, deren Worte die neue Revolution heraufbeschworen haben? Cines Beweises für den großen Einfluß dieser Schriftsteller bedarf es wohl nicht; es genügt, daran zu erinnern, daß die Erklärung der Republik nirgends, selbst nicht in den katholisch legitimistischen Departements mit den Waffen zurückgewiesen worden ist. Und sie sprechen noch immer von einer dritten Restauration! die Verblendeten! würden sie mit offenen Augen um sich sehen, so hätten sie es schon längst erkennen müssen, daß sie den überstürzenden Socialisten gegenüber ihre ganze Zukunft, ihr ganzes Glück in die Erhaltung der gemäßigten Republik setzen müssen.

Ein Wiener Vorstadttheater.

Was man gewöhnlich unter Volksleben versteht, kennt der Norddeutsche in der Regel nur aus Büchern. Vielleicht kommt es daher, daß ihn das Klima zwingt, wenig auf der Straße zu leben, auch fehlt ihm etwas gänzlich, nemlich der katholische Fasching. Da er die Gabe harmlosen Muthwillens nicht besitzt, kann er auch den Muth-

willen und die Lust, sich auszutoben, nicht privilegiren. Dann ist der Witz in der Mark so ohne Mark und Kraft, daß er in der Regel nur auf gewaltsam herbeigezogene Wortspiele hinausläuft, und ein Witz, der Arbeit gekostet hat, ist ohne Witz, weil Witz und Knall wie beim Pulver eins sein muß. Es ist häufig nachgewiesen worden, daß die deutsche Volksbühne in Wien ihre Eigenthümlichkeiten am längsten bewahrt hat. Der Hanswurst ist hier zwar begraben worden, aber seine unsterbliche Seele schlüpfte in andere irdische Hüllen und erzeugte die noblen Geschlechter der Kasperl und Staberl, und wie die anderen Bälge heißen. Wo wirklicher Humor im Volke ist, da gedeiht wenigstens in komischer Richtung das Theater. Mag man darüber grämlich die Stirn runzeln, tragischer Verachtung hohe Worte leihen und feierliche Eide schwören, seinen Caviar allein aufzuessen, weil er doch nichts für den ästhetischen Böbel sei — besser ein Possenspiel zum Ergötzen des ganzen großen Hauses, als die Genüsse auf dem Gendarmenmarkt, wo Schauspieler (versteht sich, mit Ausnahmen) der Gewitterherberge eines Shakespeareschen Schädels mit ihrer französischen Deklamation eine Racine'sche Lockenperücke aufsetzen! Was die Komik in den Vorstadttheatern hier leistet, ist oft nur was der Berliner einen „imponirenden Blödsinn“ nennen würde, wer aber von den homerischen Ausbrüchen natürlichen Lauchens nicht in den tollen Strudel hineingerissen wird und die ganze Lust harmloser leichtbefriedigter und darum glücklicher Menschen mit empfindet, der ist so arm, daß er im ganzen Leben nach einer Erinnerung an ein „urkräftiges Behagen“ vergeblich suchen wird. Solche Menschen, die mit einem verdorbenen Magen aus Mutterleibe gekommen, mögen denn auch in der Heimat des romantischen Dunstes und der Bitterwasserkuren bleiben, denn das bewegliche Völkchen an der Donau, mit seinen schmorenden Pfannen und conversationswidrigen Speisezetteln, bleibt ihnen ein gottloses Räthsel, hat es doch gutmüthigen Leichtsinns in solchem Uebermaß, daß es ein zerrissenes Papierstückchen voller Aggregaten, daß man es ohne Handschuh nicht ungestraft berührt, für Geld ansetzt! Solche wandernde Papierquadrate mit dem Aussehen von Handwerksburschen-

Geld! So gut wie schweres blankes Geld! Das kann nicht zugehen mit frommen rechten Dingen!

Es ist eine vielgegläubte Sage, daß eine große Geschichte den Deutschen einen großen Bühnendichter bringen werde, denn das Theater erhalte erst dann Würde und Bedeutung, wenn die Dinge draußen so groß wären, als die Worte drinnen, welche zwischen den bemalten Lappen wichtig umherstolziren. In dieser Messiashoffnung der Deutschen liegt eine gewaltige Stille, als ob das Genie nie mangle, wo nur der Stoff gegeben, aber auch eine seltsame Wahrheit nebenbei, denn wenn alles scheinbar das alte bequeme Bett aussucht, mit dem Theater ist es wirklich anders geworden. Kürzlich sah ich seit den guten alten Zeiten zum ersten Mal wieder den Egmont auf der Bühne, ich darf nicht sagen wo, weil es dem Eindruck meiner Behauptung schaden würde. Wie anders aber als sonst ging ich aus dem Trauerspiel, denn mir schien, als hätte das Goethe'sche Stück die neue Revolution mit durchgelebt und träte nun mit unseren eigenen Erfahrungen vor uns hin. Wie lebendiger und verständlicher alle diese Figuren von dem gnadenlosen Herzog bis zum flämischen Wähler mit dem losen Maul! Mir schien, daß ich noch nie oder wenigstens noch nie ganz den alten Meister begriffen, und wenn in jeder objectiven Darstellung immer eine gewisse Ironie liegt, um wie größer hier. Mancher mag schon gedacht haben: wie schade, daß Goethe nicht erfahren, was ich erfuhr! Und siehe da, ohne das Erhabene und Lächerliche, den wunderlichen Kram der letzten Jahre erlebt zu haben, nimmt er alles aus sich heraus, wie der Taschenspieler aus dem leeren Hut ein Nest Kaninchen. Müssen wir uns nicht schämen, daß er Recht behält:

Bedenkt, der Teufel der ist alt,

So werdet alt, ihn zu verstehen!

Wie es uns mit den klassischen Stücken Goethe's und Shakespeares geht, so geschieht es umgekehrt mit der neuen poetischen Welt, welche entstanden oder entstehen soll. Die Aufgabe ist eine höhere geworden, aber auch lohnender, denn nicht spur- und nutzlos ist eine große Zeit an dem innern Menschen vorübergegangen. Wir sind viel ernster und unser Urtheil über uns und die Welt

strenger geworden. Das Lappische erscheint uns was es ist, und wir können keine Stunden mehr verlieren, dünnen Blunder anzustaunen. Nur große Gegenstände können den Menschen erheben, und ist es möglich, daß wir nach den inhaltschweren Erlebnissen einen Abend vor geringfügigen Bühnengeschichten versüßen werden? Schande, wenn wir würden! Mit ästhetisch-spitzigen Ansprüchen soll man freilich ein Volkstheater nicht betreten; gehen wir also in's Theater an der Wien, die darstellenden Kräfte sind brav, und das genüge. Man giebt heute „Unterthänig und Unabhängig“; sei das Stück wie es sei, der Stoff ist lebendig, denn man zeigt das Schicksal einer Dorfgemeinde vor und nach dem kaiserlichen Entschluß über Ablösbarkeit der Roboten, einen hochmüthigen Gutsherrn, einen spitzbübischen Kammerdiener, welcher später zum demokratischen Halunken und am Schluß zu einer viel Durst habenden Gestalt der fliegenden Blätter herabstinkt, weiter einen alten Geldnarren, der, von Titelfucht gepeinigt, zum Harlequin der rothen Republik sich befördern läßt, dann einen jungen Edelmann mit gediegenen Begriffen von Freiheit und Gleichheit, der seine adelige Frivolität bei einem gesunden Wächtermädchen curirt, einen schlichten Heroß, welcher, die Winkelzüge zur Beförderung verschmähend, zu Ehrlichkeit und schmaler Kost verdammt ist, über politische Dummheit von Bauern Thränen vergießen kann, und dabei in einem Abend mit dem Worte Freiheit so verschwenderisch umgeht, daß der große William, wenn er alle seine Werke durchblättere, ob seiner Sklaven-Armuth sich schämen müßte, endlich einen unvergleichlich dargestellten Demos, so grob, versoffen und verrübelt, daß seine Armenlichkeit zum Küssen häßlich ist. Und nun merken Sie wohl: in den Logen des ersten Ranges sitzt die feine Welt, Offiziere und alte Herren mit wichtiger Miene — oben, den Göttern und den Sternen, die nie lügen, näher, die jubelnden Zünfte der ehrsamten Vorstadt. Unten die schwarzgelbe Vornehmheit, welche aus gutem Ton mitlächelt, wenn die Bühnenjustiz mit Censorenwürde mit ihrer Makel sie belastet, droben die unverdorbenen Geschlechter, welche für die Freiheit ihres Heroen noch erglühen, und hinunterjauchzen, wenn der niederösterreichische Bauer

mit plebejischer Hoheit seiner Herrschaft unter die Nase tritt: „Merkt's, mit der Gnädigkeit ist's mal aus!“ Das alte Wort des Britten, wie ist's so wahr, die Bühne sei der Spiegel des Lebens! Aber welch' doppelter Genuß hier, wo wir nur rückwärts zu schauen brauchen, um die Person zu sehen, die dem Porträt gefessen! Denn was dort auf der Bühne gespielt wird, das geht im Hause zum andern Male vor, das Publikum spielt mit durch seinen Applaus von oben oder unten, aus rechter oder linker Ecke, und dabei kann der unglückliche Bühnendichter erleben, daß man jubelt, wo er ironisch sein, und gleichgiltig bleibt, wo er belehren wollte. Wer hätte vor einigen Jahren gewagt, ein Stück zu schreiben, wo die Peripetie in Hand- und Zug-Roboten gelegen? Hätte man sich geträumt, dafür ein Publikum, und ein aufmerksames Publikum zu finden, welches bei zwanzig Vorstellungen das Haus noch füllte? Die Poesie geht jetzt hinter dem Pfluge drein, ist Landwirth geworden, und wir mit ihr; aber liegt darin nicht viel Beruhigendes mitten in der Trostlosigkeit unserer jetzigen Zustände, daß sich das Publikum gewöhnt, selbst mitten in Posse und Scherz durch einen Hintergrund an die ernsten und wichtigen Dinge erinnert zu werden, welche es wiederfindet, sobald der Vorhang gefallen und sich das Menschengewühl in die Straßen vertheilt?

Eine Kriminalgeschichte aus Baiern.

Ein Schwurgerichtsfall, welcher vier Tage lang das Geschwornengericht zu Würzburg beschäftigte, ist wohl nicht allein einer der interessantesten Kriminalproceße, die seit dem Bestehen der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in Baiern abgeurtheilt wurden, sondern reiht sich den spannendsten Kriminalprozessen überhaupt an. Die Anklage, die auf Mord lautet, ist nicht auf Zeugenaussagen, nur auf Anzeigen hin gegründet, die mancherlei Deutungen und Schlußfolgerungen zulassen, und deren Existenz sogar mitunter vom

Verteidiger angefochten wurde. Ein halbes Hundert Zeugen sitzt auf der Zeugenbank; ein großer Theil des Dorfes, wo die That geschah, hat aufbrechen müssen, um über den geringsten Umstand, über die leiseste Andeutung, die Bezug auf das abzurtheilende Verbrechen haben könnte, Aufschluß zu geben. Es ist eine tragische Vorgeschichte (freilich ohne daß die Haupthandlung darin in's gehörige Licht hätte gesetzt werden können), die uns in fast dramatischer Gestalt vorgeführt wird. Der Forstmeister, der Forstamtsactuar, der Herr Stationscommandant, der Lehrer, der Wirth, der Gemeindepfleger, Ortsnachbarn aus allen Ständen des Dorfes, Burschen, Mädchen, Knechte und Mägde, selbst der Hirt und ein alter Waldschütze fehlen nicht, um das Gemälde zu vervollständigen; im Laufe der Aussagen konnte man Blicke in das ganze Leben und Treiben des Dorfes werfen, von der drückenden Herrschaft des vielfach gehafteten Gemeindevorstehers — des Ermordeten — an, bis zu den Gesprächen des Wirthshaustisches, bis zu dem Geplauder der Schnitter und Schnitterinnen, bis zu dem Gerede in der einsamen Stube des Auszüglers, bis zu den verstoßenen Gängen der Wilderer, Alles wurde in öffentlicher Sitzung besprochen. Man gewahrte, wie die Liebe und der Haß auf dem Dorfe sich äußerte, wie man Verlobnisse knüpfte und Verlobnisse trennte, selbst der Leumund der Bauernstuben wurde herübergetragen in die Gerichtsstube, Alles wurde geoffenbart, — nur Eines blieb in Nacht gehüllt, nur Eines blieb unbekannt, und gerade dieses Eine war es, wornach man forschte, wie das Verbrechen geschah, wer es vollbrachte.

Es war am 19. April 1849, um die Stunde der eben hereinbrechenden Nacht, als der Ortsvorsteher Johann Adam Mench von Waizenbach unweit der Markungsgrenze zwischen Waizenbach und Wartmannsroth erschossen gefunden wurde. Adam Mench, wie schon oben angedeutet, ein halber Wascha in seinem Dorfe, ein Mensch, der, wie es schien, sich gern in aller Leute Angelegenheiten mischte und meistens zu ihrem Nachtheile, war Nachmittags in Geschäften nach Völkeröleier gegangen und hatte sich bei der beginnenden Abenddämmerung in Wartmannsroth von seinem bisherigen Begleiter, dem Bauern Georg Schneider getrennt.

Schneider nemlich war Geschäfte halber in Wartmannsroth geblieben, während Mench sogleich weiter ging. Eine Viertelstunde, nachdem beide sich getrennt, hatte man einen starken Schuß vernommen. Nachdem noch zwischen 8 und 9 Uhr die Anzeige geschahen, wurden sogleich Wachen an den Ort der That gestellt; die erste Wache hatte Philipp Schneider; in der ersten Morgenstunde hielt Christoph Simon Wache. Am andern Morgen wurde auch der Leichenbefund, sowie die Ortsbeschreibung beschafft. Mench war an der rechten Seite von einem absolut tödtlichen Schusse getroffen worden. Das Gesicht war blutig und 15 bis 18 Schritte von der Leiche lagen vom Pulverdampf beschmutzte Papierschnitzel, theilweise Stücke aus einem protestantischen Gebetbuche, theilweise aus einer Schrift geschichtlichen oder politischen Inhalts. Ferner fand sich ein, jedoch nicht mit Pulverdampf beschmutztes Stückchen Schreibpapier, auf welchem zu lesen war: $\frac{1}{2}$ Philipp Schne.... In der Nähe, ungefähr 26 Schritte von dem Leichname, bemerkte man da, wo das Terrain sich etwas erhob, an einem Rain zwei Eindrück; von dem einen derselben konnte man deutlich wahrnehmen, daß er von einem dort eingesetzten Knie herrühre. Bei einem Dornstrauche waren die obersten Spitzen etwas abgeknickt, in dem Zwischenraume endlich fanden sich kleine Blutflecken auf dem Boden. Neben dem Raine mehrere Schritte aufwärts war der Eindruck vom Absage eines Stiefels deutlich eingedrückt, jedoch insofern unvollständig, als nur der Eindruck zweier Nägel auf der rechten Seite wahrnehmbar gewesen, noch erblickte man einige andere Eindrück von Stiefeln, aber minder deutlich. Endlich waren die Verwundungen im Leichname theilweise durch Schrot, theilweise durch gehacktes Blei verursacht worden.

Nachdem der Mord bekannt geworden, war er natürlich das vielfache Gespräch in Waizenbach und der Umgegend, doch wußte selbst das Gerücht nicht näheren Aufschluß über den Thäter zu geben, und nur darin waren Alle einig: die That war ein Werk der Rache an dem vielgehaßten Manne.

Unter den Gegnern des Mench war namentlich einer, der, wie das ganze Dorf bekundete, und wie er selbst nicht verhehlte, einen besonderen

Groll gegen ihn im Herzen trug, sogar ehe er zum Abendmahle ging, konnte er es nicht über sich gewinnen, dieser Feindschaft zu entsagen, wie er selbst dem Pfarrer gestand, und gerade in der jüngsten Zeit vor dem Morde war ein erneuerter Anlaß zur Belebung dieses Hasses gegeben, indem Mench es hintertrieb, daß diesem ein Anlehen gewährt wurde, das er nun anderswo unter drückenderen Bedingungen aufzunehmen genöthigt war. Dieser Mann war Philipp Schneider. Allein als die Kunde von der That in Waigenbach eintraf, war er selbst im Wirthshause, er war schon eine geraume Zeit da, eine viertel, eine halbe, eine ganze Stunde, die Angaben schwanken; er war Nachmittags in Hammelburg gewesen, konnte also von dem Gange Mench's nach Bölkerseier füglich nichts wissen. Der Verdacht wendete sich gegen einen Andern, gegen Christoph Simon, den sechszwanzigjährigen Sohn des Ortsnachbarn Georg Simon, einen Bauernburschen, welcher schon einmal auf Freiersfüßen gegangen und dem durch Mench's Hintertreiben damals die Partie schief schlug, der nun wieder an's Heirathen dachte und abermals Intriguen Mench's um so mehr zu fürchten hatte, als Mench selbst sich darüber schon geäußert hatte und dies dem Christoph Simon vielleicht geplaudert sein konnte. Die Verdachtsgründe gegen Simon mehrten sich, als der Commandant der Gensd'armeriestation Waigenbach, der Herr Commandant, wie ihn einige Einwohner Waigenbach's nannten, eine große Thätigkeit in dieser Beziehung entfaltete, die auf die kleinsten Umstände Rücksicht nahm. Er nahm Haussuchungen vor, ließ sich die Aeußerungen Simon's in Bezug auf den Gemeindevorsteher von Jedem wieder erzählen, der nur darüber etwas gehört, kurz, las Alles zusammen, was nur irgend Einfluß haben konnte. Allein auch andererseits muß bemerkt werden, er schien darin von der vorgefaßten Ueberzeugung, Simon müsse der Mörder sein, geleitet zu werden, er ging sogar so weit, in öffentlicher Sitzung diese Behauptung auszusprechen. Simon wurde verhaftet und als Verdachtsgründe gegen Simon erhoben sich folgende:

Seine Feindschaft zwischen ihm und Mench. In dieser Hinsicht wurde bereits erwähnt, daß

durch Mench eine frühere Heirathshoffnung Simon's sich zerbrach. Kurz vor der That hatte der Angeklagte eine Verbindung mit der Tochter des Schneidermeisters Bornkessel von Bölkerseier durch Vermittlung Philipp Schneider's angeknüpft. Sabina Bornkessel, der vom Vater freie Hand gelassen wurde, scheint keine besondere Neigung zu Simon empfunden zu haben; der Weinkauf, d. h. der Tag der Verlobung, war bereits einmal angelegt und dann wieder aufgeschoben worden; die Vermögensverhältnisse des Simon mochten Sabinen nicht ganz genehm sein. Simon fürchtete den Einfluß Mench's und ließ eine Aeußerung deshalb fallen. In der That hatte Mench bereits Jemand abgeschickt, um die Partie „falsch“ zu machen, d. i. sie zu hintertreiben, doch hatte jene Person, der der Auftrag gegeben worden, ihn nicht ausgerichtet, und erst nach der Ermordung des Mench kundgegeben. Einige warnende Worte freilich hatte sie gesagt. Ferner erfuhr man, daß Mench am 18. April einen Streit mit Simon hatte; Mench war an ihm vorübergegangen und hatte gegrüßt, Simon erwiderte den Gruß nicht: Leute, die ihn verkleinern, brauche er nicht zu grüßen, habe er hinzugesetzt, und endlich geäußert, er werde schon ein Mal mit Mench zusammenkommen. Diese letzte Aeußerung stellt Simon entschieden in Abrede, wie denn überhaupt gefährlichere oder directere Drohungen von keinem Zeugen im Dorfe bekundet werden konnten. Endlich muß bemerkt werden, daß Vater, Mutter und Schwester des Angeklagten, die Anfangs sich der Zeugenschaft entzogen, in der öffentlichen Sitzung als Entlastungszeugen auftretend, nicht allein aus sagten: Christoph habe keinen Haß auf Mench gehabt, sondern behaupteten sogar, darüber wenig unterrichtet zu sein, daß Mench dem ersten Heirathesplan ihres Sohnes entgegen war. Am Nachmittage des 19. ging Simon auf seinen Acker, von dem aus man einen der Wege überschauen konnte, welche von Waigenbach nach Bölkerseier führen. Er hatte, wie eine Zeugin aussagt, Beinkleider und Kamisol von weißer Leinwand an. Um 4 Uhr war er wieder zu Hause, er pöffelte an seinem Wagen. Von da ab bis halb 9 Uhr haben wir keine anderen Aussagen über seinen Aufenthaltsort, als die des Vaters, der

Mutter und Schwester. Diese bekunden denn, in Uebereinstimmung mit Simon's eigener Angabe, daß er das Vieh gefüttert, Abend gegessen und sich dann um halb 9 Uhr in die obere Stube begeben habe. Ein Hausbewohner bezeugt, er kenne die Tritte Simon's und habe gehört, wie er um diese Zeit sich in sein Zimmer verfügt.

Die Anklage, welche auf diese Entlastungszeugen wenig Gewicht legte, besonders auf einen Widerspruch der Schwester Simon's während ihrer Deposition aufmerksam machte, wies darauf hin, daß gerade an jenem Abende Simon im Wirthshause fehlte, allein die Vertheidigung machte bemerkbar, daß Simon kein täglicher Gast gewesen, daß er, wie die Entlastungszeugen angaben, früh über Unwohlsein geklagt, daß er endlich durch die Arbeit Nachmittags ermüdet worden sei &c. Bei der Hausfuchung fanden sich mehre verdächtige Gegenstände. Zum ersten Mal, als der Stationscommandant Hausfuchung hielt, waren ein Paar Stiefel vorhanden, welche genau in die aufgefundenen Fußspuren zu passen schienen. Später, bei der legalen Hausfuchung, fanden sich diese Stiefel nicht mehr: sie waren unterdessen in Schuhe verwandelt worden und die Nägel waren ausgezogen und andere an anderen Orten eingeschlagen; angeblich waren die Nägel deshalb ausgezogen worden, um die Schuhe der Mutter damit zu beschlagen; die Nägel fand man in einem Kästchen. Endlich paßten in der That die Abjäge genau in die Fußindrücke. Die Anklage legte natürlich auf dieses Indiciem einen sehr bedeutenden Nachdruck, besonders sah sie dadurch ihren Verdacht bestärkt und vergewissert, daß Christoph Simon durch alle diese Handlungen bezüglich der Stiefel deutlich an den Tag gelegt, er suche den Verdacht des Mordes von sich abzulenken. Die Vertheidigung dagegen erwiderte: die Stiefel seien Marktstiefel; wohl ein Drittel der Stiefel des Orts würde in die Eindrücke passen. Der Fußdruck könne ja auch daher rühren, weil er bei der Leiche Wache gestanden. Die Nägel paßten nicht völlig; sie fand das Ausziehen der Nägel natürlich und nicht verdächtig. Es fand sich ferner bei der Hausfuchung ein Gewehr, und als man dasselbe untersuchte, zeigte es sich, daß in das

Schloß desselben eine Schlagfeder eingemacht worden, die gar nicht hineinpast. Es wurde ferner durch die Untersuchung hergestellt, daß aus dem Gewehre vor kurzer Zeit, d. h. vor zwei Wochen bis vielleicht, aber unwahrscheinlicher, vier Wochen geschossen worden; auch gehacktes Blei wurde in einer Tasche und endlich zwei farbige Beinkleider angetroffen, die Flecken an sich trugen, welche man für Blutflecken erkennen konnte. Die Anklage erblickte in diesem Herausmachen der guten Schlagfeder, über welches der Beschuldigte keine genügende Auskunft geben konnte, ebenfalls die Absicht, den Verdacht von sich abzulenken, und sah in den blutigen Hosen und in dem gehackten Blei andere dringende Indicien.

Der Vertheidiger bemerkte, es nehme nicht Wunder, zu einer Zeit, wo man Gewehre überall finde, ein Gewehr und Munition zu erblicken; überdies könne Simon gewildert, er könnte deshalb das Gewehr verändert haben; es könnte die Veränderung aber auch unabsichtlich geschehen sein, da, wie Zeugen nachgewiesen, der Hahn früher schwer gegangen. Ueber die Zeit, wann das Gewehr gebraucht worden, liege gar keine bestimmte Angabe vor. Andere Zeugen sagen aus, das Gewehr wäre früher gut gegangen. Die rothen Flecken kämen von rother Farbe her, und allerdings bezeugten Einige, daß Simon Mehres mit rother Farbe in der letzten Zeit angestrichen, es sei ja auch hergestellt, daß er am Tage der That weiße Beinkleider angehabt, und woher die Flecken an zwei Beinkleidern? Sie könnten übrigens auch vom Wildern herkommen; an einem der Flecken hing wirklich ein Rehhaar.

Noch eine Anzeige ergab sich erst in den letzten Tagen; wie schon oben erzählt, hatten sich einige zerrissene Stückchen als Papierpfropfen vorgefunden; nun hat der Stationscommandant Sutter herausgebracht, daß die Schwester des Angeklagten Mafse an einen Schneider in der Umgegend gegeben, und dieser ihr darauf bemerkt, sie seien ja aus einem alten Gesangbuche, worauf die Simon entgegnet: „Ja, wir haben eins zerrissen.“ Eine in Folge dieser Entdeckung vorgenommene Hausfuchung ergab, daß man noch eines Blattes aus einem solchen alten Gesangbuche habhaft wurde. Bei der öffentlichen Verhandlung wurden Sach-

verständige beigezogen, welche den Druck auf den Papierpfropfen ganz gleich mit jenem auf dem eben erwähnten Blatte erkannten; auch das Papier hielten sie für gleich, bestimmt wollten sie es nicht angeben, ob aber beides, jenes Blatt und die Papierpfropfen einem und demselben Exemplare angehörten, konnten sie nicht bezeugen. Das Blatt war gelb und besleckt, und jener Schneider, welcher die Maße erhalten, die unterdessen verloren gegangen, fand das Blatt ganz ähnlich mit den Maßen, unähnlich aber mit den Pfropfen. In der That waren die Pfropfen weißer, allein die Jagdverständigen Experten machten darauffmerksam, daß dies in Folge des Schusses sein konnte; auch war der Rand des Pfropfenpapiers gelblich. Natürlich legte die Staatsanwaltschaft hohen Werth auf diese Anzeige, während die Vertheidigung deren Wichtigkeit bekämpfte, besonders deshalb, weil in einem protestantischen Orte fast in jedem Hause alte Gesangbücher sich befänden. Die Schwester des Angeklagten behauptete den confrontirten Zeugen gegenüber, sie könne sich nicht mehr genau erinnern, welche Maße sie hergegeben, aber aus einem Gesangbuche seien sie nicht gewesen. Die Staatsanwaltschaft sah hierin eine absichtliche Verdrehung der Wahrheit und drang mehrmals in sie, unter Verwarnung vor dem Meineide, ihre Aussage zu bedenken; auch die Vertheidigung machte sie auf den Widerspruch, der in ihrem Zeugnisse lag, aufmerksam; allein die Zeugin blieb bei ihrer Behauptung.

Wir haben hier die Hauptindizien, auf welche die Anklage gegründet war, zusammengestellt, auch das Wesentlichste aus den Vorträgen der Staatsanwaltschaft und der Vertheidigung sogleich mit verbunden. Nun wollen wir auch einen Blick auf die öffentliche Verhandlung selbst werfen, die bald durch rechtliche Erörterungen, bald durch diese oder jene Aussage dem Prozesse eine neue Wendung gab. Hinsichtlich der rechtlichen Fragen heben wir hervor, daß fünf Zwischenurtheile gefällt wurden. Durch das erste ward bestimmt, daß wegen der Länge der Verhandlung zwei Ergänzungsgeschworene zugezogen werden sollen. Das zweite erfolgte, als der Staatsanwalt die Zeugen, welche er nach Schluß der Zeugenliste noch herbeizog, beeidigt wissen wollte. Dann protestirte

der Vertheidiger gegen die Beeidigung von Philipp Schneider. Ueber diesen Zwischenpunkt erhob sich ein interessantes Plaidoyer, indem hier die Rollen zwischen Staatsanwaltschaft und Vertheidigung getauscht erschienen. Der Vertheidiger bot Alles auf, um den Verdacht auf Philipp Schneider zu lenken, machte namentlich auf zwei sehr drohende Aeußerungen aufmerksam, welche Schneider, die eine früher, die andere kurz vor der That gethan haben soll. Er brachte das Stückchen Papier mit „ $\frac{1}{2}$ Ph. Schne...“, welches an dem Orte der That gefunden wurde, damit in Verbindung. Das Benehmen Schneiders am Abend vor der That fand er auffallend und lügenhaft; die Zeit nicht so bestimmt angegeben, daß nicht dennoch er die That hätte verüben und noch nachher im Wirthshause hätte erscheinen können. Wenn man weiter keine Spuren gefunden, so sei auch bei Philipp Schneider nicht nachgesucht worden. Die Staatsanwaltschaft vertheidigt den Schneider, die Aeußerungen seien nicht so ernstlich gemeint gewesen, das Alibi sei hergestellt und das Benehmen nach der That durchaus nicht verdächtig. Er müsse schon deshalb beeidigt werden, weil gegen ihn das Kreisgericht in Schweinfurt die Untersuchung eingestellt. Dieser Zwischenpunkt wurde im Sinne der Staatsanwaltschaft vom Schwurgerichtshofe entschieden; als dagegen der Staatsanwalt gegen die Beeidigung der Eltern und der Schwester des Beschuldigten protestirte, weil in ihrer Ablehnung, in der Voruntersuchung Zeugniß zu geben, ein Verzicht liege, wurde diese Protestation vom Gerichtshofe verworfen. Bei der Fragestellung entspann sich eine Debatte deshalb, weil der Präsident die Sachlage so fand, daß er auch noch eine zweite Frage, auf Todtschlag, an die Geschwornen richten zu müssen glaubte. Der Vertheidiger erhob Bedenken gegen diese zweite Frage, und der Schwurgerichtshof entschied für ihn.

Hinsichtlich der Zeugenaussagen waren folgende Momente besonders bemerkenswerth: Als der Lehrer vernommen wurde, erzählte er, daß er vor einem Haufen Schnitter und Schnitterinnen vorbeigegangen, und einer davon, den er benannte, hätte geäußert, wenn man das wüßte, was ich weiß, ich hätte schon zwei Mal auf's Landgericht

gemußt. Nach dieser Aeußerung glaubte man an eine Wendung des Processes, und als man jenen darauf vernahm, war es etwas fast Unwesentliches. Ueber die Aeußerungen Philipp Schneider's zeigte sich Verschiedenheit der Zeugenaussagen. Ein Zeuge erzählte, er habe ungefähr geäußert: „Unser Blut muß sich vermischen.“ Zwei Mädchen, wovon eine bestimmt behauptete, alle Reden Schneider's damals gehört zu haben, während die andere fast immer zu derselben Zeit ebenfalls bei Schneider war, wollten beide hiervon nichts wissen. Die Deposition des M. Dotter war deshalb interessant, weil bei ihm zum ersten Mal die Hinwendung auf Philipp Schneider vorkam. Philipp Schneider sprach, den Blick fortwährend auf die Geschwornen gewendet, sehr ruhig, und sein Zeugniß war eine in sich abgeschlossene, sehr geläufig vorgetragene Erzählung, die alle Umstände, die etwa vorkommen könnten, in's Auge faßte. Das gravirende Zeugniß Dotter's suchte er durch den Nachweis zu entkräften, daß dieser ihm Feind sei. Mehre Zeugen, so Sabina Bornkessel und ihr Vater, vorzüglich aber Eltern und Schwestern, antworteten fast nichts, als Ja und Nein und mußten Vorfälle für Vorfälle abgefragt werden.

Der Angeklagte selbst benahm sich ruhig, sogar gleichgiltig während der ganzen Verhandlung, sein Gesicht verrieth eben keinen großen Scharfsinn, doch konnte man gut bemerken, daß er Alles sehr gut faßte. Er merkte wohl, wenn er einen Umstand mitten aus einer Zeugenaussage verneinen wollte. Uebrigens verneinte er auch Umstände, von denen man voraussetzen mochte, sie verhielten sich wirklich so, wie die Zeugen aussagten. Anfangs gab er an, er wisse nicht, woher das gehackte Blei rühre, mitten in der Verhandlung gab er ungefragt hinzu, daß er mit gehacktem Blei geschossen. Nach einer 1½stündigen Berathung sprachen die Geschwornen das Nichtschuldig aus. Die Ablesung des Verdicts machte auf den Angeklagten, über dem doch das Schwert der Gerechtigkeit hing, nicht die geringste Wirkung. Der Staatsanwalt verband mit dem Antrage auf Freisprechung des Angeklagten einen andern auf in Anklagesetzung der Schwester wegen Meineids; der Schwurgerichtshof verwarf jedoch den letzteren

Antrag, indem aus der Deposition derselben nicht hervorgehe, daß sie wesentlich falsch aussagte. Nachdem der Präsident den Simon noch ermahnte, Niemanden wegen der Verhandlung einen Haß nachzutragen, die Waizenbacher bat, sie möchten den Angeklagten als einen vom Gesetze Freigesprochenen wieder freundlich in ihre Mitte aufnehmen, erhob sich der Angeklagte, um zu seinem Vater zu gehen. Er drückte den Waizenbachern die Hände, auch er und Philipp Schneider boten sich die Hände — es war ein eigenthümlicher Anblick.

In der Wüste.

Romantisch-komische Novelle.

(Fortsetzung.)

II.

Wir haben die Entführung des Pfeifers Roquet zu erklären. Lange Zeit circulirten in der ägyptischen Armee die wunderbarlichsten Gerüchte darüber. Der Triangel und die Klarinette, welche sich hinabgelassen hatten, um ihm beizustehen, mischten einige Phantasmagorieen in ihre Erzählung, um sich ein gewisses Ansehen von Muth zu geben.

Es kann Jemand übertreiben und doch der Aufopferung fähig sein. Der Triangel behauptete, eine Bande Dämonen gesehen zu haben, welche den Pfeifer in einen Abgrund gezogen habe und dort mit ihm verschwunden sei. Die Klarinette war ein Freigeist und schrieb dies Verschwinden einer von den geheimen Thüren zu, welche sich von selbst hinter vorwichtigen Besuchern schließen. Aber das ganze Musikkorps und die Armee kamen überein, zu sagen, daß Roquet, die Perle aller Pfeifer, todt sei. Die neunundsechzigste Halbbrigade gab ihm einen Nachfolger.

Indessen irrte man; Roquet lebte noch. Wir haben gesehen, daß die Araber die Gräber in der Ebene Sakkarah besuchen; Niemand kennt die unterirdische Topographie besser als sie. Fast alle diese Gänge stehen mit einander in Verbindung und bilden ein geheimnißvolles Labyrinth, dessen

Windungen und Krümmungen den Nomaden Tribus Syriens vertraut sind. Diese Todtenstadt hat mehre Ausgänge nach der Wüste hin, und wenn die Beduinen vorhersehen, daß der Simum wehen wird, verfügen sie sich mit ihren Zelten in diese Katakomben und entschließen sich, eine Zeit lang als Troglodyten zu leben. Der Zufall hatte es so gefügt, daß einer von diesen Schwärmen gerade in den Gängen wohnte, in welche Roquet gekommen war. Hätte der Künstler nicht sein Talent auf der Pseife an den Tag legen und die benachbarten Mumien entzücken wollen, so würde man seine Gegenwart nicht gewahr geworden sein; aber die Töne des Instrumentes zogen die Eingeborenen herbei, sie bemächtigten sich des unglücklichen Musikers und entzogen ihn leicht allen Nachforschungen. Roquet war also nicht todt, sondern befand sich in den Händen der Araber, was auch nicht ergöglich war.

Der Fanatismus ist unter diesen Tribus groß, und in der Zeit, wo unser Abenteuer sich begab, bändigte der Schrecken unserer Waffen sie noch nicht. Daher legten sie zuerst gewaltthätige Gesinnungen an den Tag. Sie wollten den Gefangenen tödten, theils aus religiösen Vorurtheilen, theils aus Vorsicht. Roquet's Jugend rettete ihn. Die Weiber der Tribu schritten zu seinen Gunsten ein: er wurde geschont. Der Scheik nahm ihn in seine Dienste und der Pseifer hatte sich bald seiner Güte zu erwehren, die nicht minder gefährlich war, als seine Grausamkeit. Die Tribu, in deren Hände er gefallen war, war die der Henadis, eine der mächtigsten der Lybischen Wüste. Ein Theil derselben nur hatte einen Ausflug in die kultivirte Gegend gemacht, die Uebrigen lagerten zwei Tagereisen vom Nilwege in dem Thale des Flusses ohne Wasser. Als die Nacht gekommen war, verließ der Scheik die unterirdische Stadt mit seinen Leuten und Weibern und begab sich auf den Weg nach der großen Wüste.

Man kann sich denken, welche Unruhe unser Held bei der Unbestimmtheit seines künftigen Geschicks empfand; was sollte aus ihm werden unter diesen räuberischen Horden, deren herumziehendes Leben er kannte? Zwar blieb ihm das Leben, aber ein Leben in Sklaverei, ein ungewisses Loos des Umherirrens! So lange der nächtliche Marsch

dauerte, hatte er keine Zeit, über sein Schicksal nachzudenken, aber als es Tag wurde, bot sich ihm ein seltsames Schauspiel dar!... Er war von etwa hundert mit Lanzen, Säbeln und Flinten bewaffneten Beduinen umgeben; wohin seine Blicke trafen, sah er wenig Zutrauen einflößende Gesichter in weiße Burnus gehüllt. Sie sahen aus wie ein Haufen Gespenster.

Ihnen zur Seite ritten auf Eseln die Weiber in braune Stoffe gekleidet. Einige Kameele, welche die Mundvorräthe trugen, schlossen den Zug, und ihn hatte man über den Hals eines dieser Thiere geworfen. Armer Pseifer der neunundsechzigsten! Die Bewegung des Thieres verursachte ihm eine Empfindung, wie bei der Seekrankheit, so daß das Kameel auch in dieser Weise seinen Namen: Schiff der Wüste rechtfertigte. Und dann, welche erquickliche Aussicht! Man steckte mitten im Lybischen Sande, dessen Wellen allein die Gleichförmigkeit des ockerfarbigen Horizontes unterbrachen. Die Sonne stieg empor und begann die Ebene zu erhitzen, welche vor ihm lag. Der Sand wurde so heiß, daß man ein Ei in demselben hätte kochen können. Kein Wasser, kein Rasen, keine Bäume! Nur hier und da standen einzelne elende Palmen, gleichsam wie Absteckpfähle für den weiten Raum. Roquet war wie vernichtet. Die Atmosphäre nahm ihm den Athem, der gelbliche Boden blendete fürchterlich, selbst sein Kameel wurde ihm unerträglich. Drei Mal ließ er sich mit Willen von demselben herabfallen, drei Mal hob man ihn halbtodt wieder auf. Endlich band man ihn wie einen Kranken auf dem Thiere fest.

Beim ersten Brunnen wurde Halt gemacht: es war etwas schattig und frisch daselbst. Ein großer Feigenbaum und drei Sykomoren standen an dem wilden Orte, und machten den Menschen noch die wenigen Tropfen Wasser streitig, welche der Brunnen enthielt. Man nahm Roquet von seinem Thiere herab, lud ihn zum gemeinschaftlichen Mahle ein, das aus Datteln und trockenem Haferkuchen bestand. Wie seltsam ist doch die menschliche Natur! Sobald der Pseifer wieder etwas freier athmen konnte, stellte sich der Appetit auch bei ihm ein, und er that der Hausmannskost der Beduinen mehr Ehre an, als man hätte erwarten sollen. Das wurde von dem Scheik

anerkannt, der von nun an mehr Rücksicht auf seinen Gefangenen nahm. Man ersparte ihm die Qual, welche der Gang des Kameeles denen macht, die ihn nicht gewohnt sind, und ließ ihn ein hübsches Pferd reiten. Sein Tuchanzug, dessen blanke Metallknöpfe die Habgier der Araber reizten, sowie sein Hut wurden ihm genommen, dagegen bekleidete man ihn aber mit einem vortrefflichen Burnus, der ihn gegen die Sonnenhitze schützte und nöthigenfalls ihm auch für das Gesicht Schutz bot. In der einen Tasche seiner Uniform befand sich seine Pfeife, die er tapfer gegen seine Feinde vertheidigte. Ein Beduine hatte sich derselben bemächtigt und sah sie neugierig an. Roquet warf sich auf ihn, um sie ihm wieder abzunehmen, und ein Streit war im Begriffe loszugehen, als der Scheik dazu kam. Er ließ sich den Gegenstand des Zankes übergeben, und schien durch die Form desselben sehr in Verlegenheit versetzt. Das Holz des Instrumentes reizte Niemanden, aber nicht dasselbe war es mit einer kleinen kupfernen Klappe, welche goldähnlich glänzte. Roquet beschloß, die Sache durch eine entscheidende Probe zu beenden. Er gab dem Scheik zu verstehen, daß er der Tribu die für sie unbekannte Anwendung dieses Dinges zeigen wolle. Sobald er die Pfeife wieder hatte, setzte er sie an den Mund und prälu dirte mit einer der ausdrucksvollsten Arien: „Ach, ich habe sie verloren“ aus Orpheus von Gluck. Diese unerwarteten Töne brachten einen wahren Theatererfekt hervor. Augenblicklich wurde der Künstler von der ganzen Karavane umgeben; man rief ihm Beifall zu, ermutigte ihn mit Gebärden. Alle Augen hatten einen wohlwollenden Ausdruck angenommen, alle Mienen heiterten sich auf. Bald zeigte sich das Erstaunen durch tiefstes Schweigen, bald brach eine lärmende Bewunderung los. Roquet hatte gewonnen Spiel: er begriff, daß seine Pfeife fortan eine Macht sei.

Indessen war das Signal zum Ausbruch gegeben, und man ritt weiter in die Wüste hinein. Dieser Ocean von Sand schien kein Ende zu haben. Kein lebendiges Wesen zeigte sich, höchstens etwa von Zeit zu Zeit eine Heerde Gazellen, welche springend vorüberschossen, oder ein Strauß, der seine Flügel wie Segel öffnete, um sich schneller

den Blicken zu entziehen. Auf die brennend heißen Tage folgten eisige Nächte; der Thau durchnäßte die Zelte, drang durch die dicksten Burnus. Die geringste Unvorsichtigkeit wurde durch heftige Augenschmerzen, ja häufig sogar durch Augenentzündung bestraft. Für einen Europäer war das eine herbe Prüfung; unser Held ertrug sie voller Muth. Endlich nach viertägigem Marsche erreichte man den Kern der Tribu, welcher aus vierhundert Zelten bestand. Sie lagerten in einem kleinen mit Gestrüpp bewachsenen und von einem Gebüsch beschatteten Thale. Am Fuße des Felsens sickerte eine Quelle trinkbaren, obwohl etwas saden Wassers hervor. Dieses Thal war über den Seen von Natrun und in der Nachbarschaft der koptischen Klöster gelegen, welche seit undenklichen Zeiten in diesem Strich der Wüste sich befinden. Wenn es der Tribu an Wasser oder Lebensmitteln fehlte, sendete sie einen Bortrab nach dem Asyl der Mönche ab, welche es vorzogen, einen gezwungenen Tribut zu zahlen, anstatt sich der Rache der Araber auszusetzen. Uebrigens war die Tribu eine der mächtigsten Lybiens; sie besaß sechshundert Pferde, hundert Kameele, eben so viel Dromedare; Hammel, Ziegen, Geflügel in großer Menge. Fast immer war die Hälfte der Reiter auf Plünderung aus, während die andere ruhte. Das Lager war das Generaldepot der geraubten Gegenstände, und dort wurde auch die Theilung derselben vorgenommen.

Roquet's Adoption durch den angesehensten Scheik und sein Talent auf der Pfeife, welches den ganzen Stamm in Erstaunen setzte, bereiteten ihm sofort eine erträgliche Stellung und ein Leben, welches seine Reize hatte. Mit Ausnahme der Freiheit fehlte ihm Nichts. Sein Herr hatte ihn dem inneren Dienste seines Zeltens bestimmt, ein leichter Dienst, indem er nur den Frauen zur Hand zu gehen hatte. Er mußte von der Quelle Wasser holen, den Dura, eine Art Hirse, von welcher die Araber Brot backen, verlesen, er machte den Reispillau zurecht, schlug Kameelmilch, um Butter daraus zu gewinnen. Die Kost des Hauses war nicht sehr mannichfaltig, aber zur Noth konnte man damit zufrieden sein. Man hatte Reis, Datteln, Durakuchen, Weizen, Bohnen; ein Mal wöchentlich wurde ein Hammel oder einiges Ge-

flügel geschlachtet. Der Künstler von der neun- undsechzigsten Halbbrigade besaß etwas Talent im Kochen; er stellte dasselbe seinem Herrn zur Verfügung und bereitete mehre europäische Gerichte. Dieses gastronomische Experiment machte weniger Glück als seine musikalischen Bestrebungen. Der Scheik konnte den Kochrecepten des jungen Franzosen keinen Geschmack abgewinnen; er zog ihnen seinen auf asiatische Weise gequollenen Reis vor.

Aber die Pfeife hatte dagegen einen anhaltenden Erfolg. Allabendlich, wenn die Häuptlinge der Tribu ihren Märchen erzählern zuhören, hatte der Künstler eine Rolle zu spielen. Heute trug er einen Marsch vor, morgen ein Adagio oder ein Cantabile voll Schwermuth. Im allgemeinen gaben die Zuhörer einer langsamen Musik vor lebhaften Melodien den Vorzug. Vor Allem entzückten schmachtende, ja monotone Lieder. Um sie nach ihrem Geschmacke zu bedienen, lernte der Pfeifer der neunundsechzigsten mehre von jenen arabischen Gesängen, welche Moal genannt werden und die eine Art klagereiches Recitativ sind. Roquet trug die Moals auf sein Instrument über und von nun ab wurde er als ein unvergleichlicher Barde verehrt.

Indessen begann die Gefangenschaft dem Troubadour der Hennadis unbequem zu werden. Wie Achill auf Skyros war er entrüstet, im Lager zu hungern und die Arbeiten der Weiber zu theilen. Die Erinnerung an seine Waffenbrüder verfolgte

ihn und er träumte von Nichts als von den Mitteln, wieder zu ihnen kommen zu können. Um das zu erreichen bat er den Scheik, mit den Blünderern der Tribu mitziehen zu können. Da die Excursionen sie nach der Grenze des kultivirten Landes führten, würde es ihm dann leicht gewesen sein, einen Augenblick zu finden, den er zur Flucht nach dem Nilufer benutzen könne. Der Scheik begriff den Plan und vereitelte ihn.

Der Franzose, sagte er, ist zu jung, um die Strapazen der Wüste ertragen zu können. Er weiß die Lanze nicht zu schwingen, ist kein guter Reiter. Was fehlt ihm übrigens? Hat er nicht Datteln und Brot, einen Burnus, sich zu bedecken, ein Zelt, darunter zu ruhen?

Roquet's Bitten halfen nichts: der Scheik beharrte auf seiner Weigerung. Indessen versprach man ihm, ihn reiten zu lassen, ihre Uebungen mit dem Djerid und Jagd auf die Gazelle zu gestatten. Von dem Hausdienste durfte er zur Pflege der köstlichen Füllen übergehen, welche die Araber ziehen. Das war ein Fortschritt, aber immer noch keine Aussicht auf Freiheit. Bisweilen dachte er an die Flucht; aber nach welcher Seite hin sollte er sie richten? Ohne Lebensmittel, ohne Wasser, ohne Kenntniß der Wüstenwege im leicht hin wehenden Sande? Wenn diese Gedanken sich des Gefangenen bemächtigten, versank er in Traurigkeit und Schwermuth.

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

Machen. Es giebt in Berlin, in und außer den Kammern eine hübsche Anzahl Reactionäre. Die es aus Feigheit sind, wir bedauern sie, wir rechten nicht mit ihnen. Das Volk verkauft auch seinen Herrn und Meister, wenn ihm nur sein Besitz gesichert wird. Die es aus Prinzip thun, wir bekämpfen sie, aber wir müssen ihren Charakter anerkennen. Dazwischen aber läuft ein Trupp, der nicht gewissenhaft und nicht ängstlich ist, der sich nur breit machen will, damit ein Strahl der obrigkeitlichen Gnade desto sicherer auf ihn falle, der nur das Bedürfniß hat, gehört, gesehen zu werden, und sich deshalb überall vordrängt und sich laut macht. Zu dieser Klasse gehören die

Meisten, denn die Unbedeutenheit ist am besten vertreten. Das kämpft nicht für ein Prinzip, sondern das handelt nur mit dem Prinzip, um sich eine Concession zu verdienen. Zu diesem Geschlechte gehört der Herr geh. Kommerzienrath Beer, der da ist Mitglied der ersten Kammer von Geldes wegen. Der Mann hat Geld, viel Geld geerbt, und in Folge dessen fiel ihm der Rath auf den Kopf. Derselbe Mann ist mit Hilfe eines ordentlichen Professors, den er in seinem Solde hatte, Astronom geworden, und in Folge dessen hat er Orden erhalten. Der Mann war in Verzweiflung über die Revolution, denn sie drohte ihm Titel und Orden zu nehmen und was blieb

ihm, wenn er sie verlor? Er blieb nur ein armer, reicher Mann. Um sich zu retten, d. h. den Geheimrath und den Adlerorden, greift er die Revolution an, und selbst nachdem die Kammer Adel und Titel wieder hergestellt, kann er die Furcht nicht lassen und hält sich nicht in Sicherheit, wenn er nicht über die Freiheit losstürmt, wo sie sich sehen läßt. Er bezahlt dazu die Zeitungen, denn die Berliner Blätter sind für alles zu haben, wenn nur dafür bezahlt wird, und Herr Beer kann zahlen. Herr Beer weiß zwar, so irdisch dumm hat ihn das Studium des Himmels nicht gemacht, daß er die Freiheit nicht unterdrücken werde, aber daran liegt ihm auch nichts. Es genügt ihm, daß man an rechter Stelle weiß, wie er denkt und daß er es sich etwas kosten lasse, zu sagen, wie er denkt. Es wäre undankbar, wenn man ihn umsonst sein Geld ausgeben ließe, Herr Beer arbeitet fleißiger, wie einer, im Stalle der Reaktion, und du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden. Wenn die Gerlach's Minister werden, werden die Beer's nicht vergessen werden. Der große Astronom und kleine Beer predigt jetzt in der Spener'schen Zeitung für Absolutismus, gegen Deutschland, er freut sich, daß der König die Kaiserkrone nicht angenommen und tadelt es daß man jetzt ein Kleindeutschland wolle. Gar kein Deutschland soll man machen, denn Preußen allein sei so herrlich, daß etwas Schöneres nicht zu denken sei, denn es habe Herr Beer zum Geheimrath und Ritter des rothen Adlerordens gemacht. Preußen sei allein mehr als die ganze Welt, denn es beruhe auf seiner Armee, die er zu loben gar nicht genug im Stande sei, denn, wie er selbst sagt, der Athem stocke ihm vor Bewunderung, wenn er nur daran denke. Alles sei so schön und vorzüglich in Preußen, daß jedwede Aenderung nur schädlich sei, die Verwaltung, das Heer, die Finanzen. Die jetzige Regierung erkenne dies gar nicht genug, man könne nicht leugnen, daß sie einen kleinen konstitutionellen Anflug habe, weshalb es sehr nöthig sei, daß sie corrigirt werde. — Arme Mutter! Wie muß dieser Sohn Wilhelm Dir die Freude vergällen und Deinen Stolz demüthigen, welche Dir durch Deinen Sohn Giacomo Meyerbeer geschenkt werden!

Athen. Ein Grieche, Zisis Sotirion, bietet allen Ernstes in öffentlichen Blättern sein hiesiges Wohnhaus unter folgenden Bedingungen zur Miethe aus: Der Miethsmann muß unablässig auf Befreiung des hellenischen Namens und auf Ausdehnung des Reiches bis zum Olymp hinsehen, wahrhaft constitutionell gesinnt sein, endlich jedes Mal am 25. März und 3. September Hausillumination machen, wozu ihm vom Eigen-

thümer das nöthige Del verabreicht werden wird. —

Berlin. Der Ober-Hof-Prediger Herr von Gerlach, (bei solchen Leuten thut es immer wohl, wenn sie nicht bürgerlich sind) ein Mann (???) eben so demüthig vor Gott wie vor dem Könige von Preußen, wird ein verbessertes Neues Testament herausgeben. Er wird alle Stellen aus diesem radikal kommunistischen Buche streichen, worin von Gleichberechtigung aller Menschen, vom Werthe der Armuth, von der Schmach des Reichthums die Rede ist. Letzteres geschieht Herrn v. Rothschild zu Liebe, man hofft dadurch diesen Mammons-Autokraten zu billigeren Prozenten zu bewegen. Auch die Stelle: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst — dürfte vor dem Censor Christi keine Gnade finden. Denn wie leicht könnte ein Treubündler in solcher Liebe zu einem Könige entbrennen, daß er diesen für sich selbst, also für seines Gleichen hielte. Und daß ein gewöhnlicher Mensch einen König für seines Gleichen halte, das kann ein so gottesfürchtiger und königsfürchtiger Mensch, wie Herr von Gerlach nicht zugeben!

* * Der Prinz von Preußen hat bereits seinen Einzug in Berlin gehalten. Sein Zusammentreffen mit dem König soll sehr rührend gewesen sein. Warum nicht? Er kam ja von einer Leichenseier und vom Gottesacker.

* * Das Leben des Ministers, Freiherrn vom Stein, von G. H. Berg. Erster Band 1757—1807. Ein lange erwartetes, lange vorbereitetes Werk wird dem deutschen Volke in einem Augenblicke übergeben, in welchem der Drang der Ereignisse zu einem Rückblick in die Geschichte Zeit läßt und wo zugleich das Bild des Mannes, welcher die Wiedergeburt des preussischen Staates zu einer freien bürgerlichen Ordnung begründet, und zugleich den Weg zur Wiedergeburt Deutschlands durch engeren Zusammenschluß seiner Bestandtheile bezeichnet hat, anregend und stärkend wirken muß. Das Bild dieses außerordentlichen Staatsmannes erhalten wir hier von treuer und geschickter Hand gezeichnet, von G. H. Berg, der mit Stein bei seinen Lebzeiten in persönlichem Verkehr gestanden hat und von den nachgebliebenen beiden Töchtern desselben mit den erforderlichen Materialien zu diesem Werke versehen worden ist. Das Buch ist somit auf ein umfassendes Quellenstudium begründet und eine wohlgeriefte Frucht des ausdauerndsten geübtesten deutschen Fleißes, welcher um so mehr Anerkennung verdient, als er bei der jungen Generation seltener werden wird. Der erste, mit Stein's Willniß

geschmückte Theil liegt vor uns. Er behandelt einen Abschnitt aus Stein's Leben, über den wir bis jetzt am wenigsten authentischen Aufschluß haben, nemlich seine Wirksamkeit als Beamter im Bergwesen, als Diplomat, zur Zeit des Fürstenbundes, als Oberpräsident in Westphalen, und als Minister des Steuerwesens, unter Friedrich Wilhelm III. In letzterer Beziehung sehen wir ihn hier mit Muth und Einsicht der damaligen traurigen Kabinetts-Regierung entgegentreten, und Vorschläge zu einer zeitgemäßen Verwaltung der Staatsangelegenheiten machen. Es wird uns hier gezeigt, wie Stein mit Aufopferung seiner Stelle und der Gunst seines Fürsten dem Oranien seiner Vaterlandsliebe gehorchte; wir lesen hier die merkwürdigen, auf seine Entlassung 1807 bezüglichen Dokumente, und erhalten dadurch Aufschluß über diese unglückliche, aber interessante Zeit. Nicht minder wichtig ist die Charakteristik vieler für jene Periode wichtigen historischen Personen der preussischen Staatsverwaltung.

* * Das Schauspiel von Holtei: Hans Jürge wird hier mit dem zweiten Titel: Knecht und Soldat gegeben. Knecht und Soldat! Ist dies nicht in Preußen Eins?! —

* * „Kladderadatsch“ sagt: Um Mißdeutungen vorzubeugen, soll Herr von Ladenberg beabsichtigen, noch nachträglich zu dem Artikel der Verfassung: „die Schule ist frei“ u. s. w. den Zusatz hinzuzufügen: „Mittwoch und Sonnabend Nachmittag.“

* * Scene aus dem preussischen Parlament: Graf Sch—: Leider ist jenes traurige Vorurtheil, daß ein „gutdenkendes“ Parlament verschiedene Parteien in sich begreifen müsse, noch zu allgemein herrschend, als daß wir ganz davon absehen könnten. Wir müssen darum Parteien haben. (Alle hundert Grafen, wie auch die hundert Räte und Professoren nicken schmerzlich mit dem Kopfe, und sehen sich im Saale nach passenden Parteien um.) Ein Rath tritt auf: „Willst du immer weiter schweifen, und das Schöne liegt so nah!“ — Wie wäre es, meine Herren, wenn wir uns nach den verschiedenen Klassen des rothen Adlerordens sonderten, die wir besitzen? Die ungeheure Mehrheit der Dekorirten nähme dann die rechte Seite des Hauses ein, und die Wenigen unter uns, welche noch keinen Orden besitzen, das Centrum oder die Linke. Die Rechte theilte sich dann wiederum in eine Schattirung der ersten, zweiten und dritten Klasse des rothen Adlerordens. Wäre das nicht charmant? (Vielsacher Beifall. Die hundert Grafen und hundert Räte und Professoren machen schon Miene, ihre Sitze nach die-

fer Adlerordens-Schattirung einzunehmen.) — Graf Sch—: „Es jänge wohl, aber es geht nicht.“ Was würden die Wähler und Demokraten dazu sagen, die auch das Erhabenste mit ihrer „Unlauterkeit“ beschmutzen? Ich meine vielmehr, wir sollten uns nach den verschiedenen Graden unseres Vertrauens zu dem Ministerium Brandenburg-Manteuffel klassificiren. (Die hundert Grafen, die hundert Räte und Professoren nicken beifällig mit dem Kopfe, und ihre bekümmerten Gesichter hellen sich auf.) Damit sich in dieser Beziehung die Grade sichten und sondern, habe ich mit meinen Freunden ein Parteiprogramm verfaßt, das im Sinne der gemäßigten Partei abgefaßt ist. Es lautet: „Wir stimmen der Politik des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel zum Voraus vollkommen bei, sowohl was die deutsche Frage, als irgend eine andere Frage betrifft.“ Diejenigen Herren, welche diesem Programm der gemäßigten Partei beitreten wollen, bitte ich, zu unterzeichnen. (Alle hundert Grafen und hundert Räte und Professoren unterzeichnen.) Graf Sch—: Mein Gott, Sie haben ja das Programm Alle angenommen, und sein Zweck ist dadurch verfehlt. Wir haben keine Partei! (Er stellt sich in eine tragische Position, und ruft schmerzlich aus: Eine Partei, ein Königreich um eine Partei!) Stumme Verzweiflung. Die hundert Grafen und die hundert Räte und Professoren sind sehr gerührt (denn sie sind alle ästhetisch); endlich bricht ein Professor das feierliche Stillschweigen: Meine Herren! Was sagen, was zweifeln Sie? Noch ist die Güte, die Gnade seiner erhabenen Majestät nicht erschöpft. Wir schicken eine Deputation zu Sr. Majestät, die auch um eine gnädigste Oktroyirung von Parteien bitten soll; sie wird uns auch Parteien oktroyiren. (Stürmischer Jubel. Alle hundert Grafen und hundert Räte und Professoren schlagen sich an ihre Brust, und rufen: „Victoria! ja unsere Majestät soll uns Parteien oktroyiren.“)

* * In Preußen haben sie eine Erfindung gemacht mit Zündnadelgewehren, die binnen einer Minute zehn Mal losgehen können, und da die preussische Armee gegenwärtig 600,000 Mann stark ist, so kann der König sich einmal den Spaß machen, in einer Minute kein Volk mehr zu haben. (Punch.)

Braunschweig. Durch die Zeitungen geht jetzt der Siegesruf: Der Messias der Bühne ist erschienen! Er heißt W. N. Griepenkerl! Er hat sich verkündet in dem Drama: Maximilian Robespierre! Daß Herr Griepenkerl der eitelste, dückelvollste, großprednerischste Mensch ist, wissen wir; ein Heiland der Bühne aber zu

fein, davon ist er so weit entfernt, wie ein sich aufblühender Frosch von der in voller Pracht aufgehenden Sonne. Dieses Drama: Robespierre ist ein höchst gewöhnliches Machwerk. Diejenigen, welche bereits über die übertreibenden Lobhudeleien in den Anzeigen des Robespierre gelächelt, werden über das Steife, Schwulstige, Hohlphrasige des Stückes laut auflachen, wenn sie das Unglück haben sollten, es lesen zu hören. Herr Griepenkerl ist jetzt *Commis voyageur*; er macht im Vorlesen seines Robespierre. Es giebt keine gewaltigere Komik, als diese Selbstgefälligkeit in dem Gesichte des Vorlesenden. Wahrlich eine herrliche Figur für eine Kogebue'sche Post, etwa für Bachter Feldkummel! Daß übrigens die hyperbalischen Anpreisungen in den Zeitungen nur die maßlose Selbstüberschätzung des Verfassers persifliren, merkt wohl jeder Leser, nur Herr Griepenkerl selbst nicht. — E. W.

Frankfurt a. M. In den Sprachen der großen Kulturvölker erscheinen Zeitschriften außerhalb des eigentlichen Sprachgebiets, aber in verschiedener Weise. In den europäischen Besitzungen Englands, wie in seinen überseeischen fremder Nationalität, in Corfu, Malta, Gibraltar, wie in Madras, Delhi, Calcutta, Bombay, Hongkong sind es Regierungs-, Handels- oder wissenschaftliche Blätter zur Landeskunde, in den großen Städten des Kontinents, wo förmliche englische Kolonien in heimischer Sitte zu leben pflegen, in Paris, Brüssel, Rom ist der Galignani's Messenger, Brüssels Herald und Roman Advertiser ein Vermittler zwischen alter und neuer Heimat. — Franzosen dagegen leben in Europa außer dem französischen Sprachgebiet nirgends so zahlreich, daß sie eine eigene Zeitung für sich erhalten könnten; die wenigen französischen Zeitungen in Deutschland, Holland und Rußland sind nur Ueberbleibsel aus einer Zeit, wo der französische Absolutismus die religiöse und politische Opposition nach Holland drängte und die *Nouvelles de Leide* und *Gazette d'Amsterdam* die gelesensten Zeitungen Europas waren, wo in dem französisch gebildeten Deutschland französische Zeitungen zu Wesel, Köln, Neuwied, Zweibrücken, später Mannheim, Wertheim, Elberfeld, Frankfurt, Berlin erschienen, und in Rußland die Landessprache noch verachtet lag. Abgesehen von den amtlichen Blättern in den französischen außereuropäischen Besitzungen können nur der *Courrier des Etats-Unis* zu Newyork und die Blätter von Neuorleans als durch eine nationale Bevölkerung getragen gelten. — Die Zersplitterung der Nationalität, die Herrschaft fremder Völker über einzelne Theile derselben, theilt Italien mit Deutschland. Daher massenhafte Aus-

wanderung bei beiden, welche genügt, auch ohne politische Herrschaft, die durch geistige Ueberlegenheit ersetzt wird, Zeitschriften ihrer Sprache zu unterhalten, bei jenen nach dem Mittelmeer hin, bei diesem über das Weltmeer. Daher italienische Zeitungen in Corfu, Malta, Fiume, Triest, Konstantinopel, Odeffa. Von deutschen außerhalb des deutschen Sprachgebiets kann man drei Orte unterscheiden: westliche, östliche, überseeische. Die westlichen zählen kaum: es sind verfehlte ephemere Spekulationen, wie die zahlreichen Pariser Unternehmungen: *Lausberichte*, *Deutsche Pariser Zeitung*, *Stern*, *Steuermann*, *Vorwärts*, *Deutsch-französische Jahrbücher*, *Pariser Horen*, oder Schandblätter, wie die *Brüsseler* und *Londoner deutsche Zeitung*; oder Parteiorgane wie der in Kopenhagen zur Verfechtung der dänischen Ansprüche auf Schleswig gegründete *„Beobachter am Sund.“* — Wichtiger sind die Zeitungen im Osten. Sie beweisen auf eine glänzende Weise die Verbreitung und Herrschaft unserer Sprache im Slavenlande, indem diese, selbst um ihren Haß gegen uns zu äußern, deutsch schreiben müssen. So die *Vosen'sche Zeitung des Ostens*, die *Prager constitutionelle Zeitung* aus Böhmen, die *Ugramer Zeitung* und *Südslavische Zeitung*. In Belgrad und Bukarest erscheinen in dieser Richtung die äußersten deutschen Blätter; mehr als 30 Zeitschriften in Rußland, alle Wissenschaften vertretend und die Verbindung mit Europa vermittelnd, in Petersburg, Moskau, Riga, Dorpat, Mitau, Reval, Kronstadt u. s. w. In Ungarn erschienen schon früher zahlreiche deutsche Zeitschriften zu Bressburg, Pesth, Ofen, Raab, Temesvar; in Siebenbürgen in Kronstadt und Hermannstadt. Während des jetzigen Zustandes dieser Länder läßt sich begreiflicherweise nichts über ihre Zahl angeben, welche jedenfalls wachsen wird, da gerade in den Städten das deutsche Element so mächtig ist und nach dem Grundsatz der Gleichberechtigung der Nationalitäten Bressburg z. B. seit dem Sommer 1849 deutsche Verwaltungssprache angenommen, d. h. sich zu einer deutschen Stadt gemacht hat. — Die dritte Gruppe endlich, die überseeische, begreift überaus zahlreiche Zeitschriften in Nordamerika, deren Nestoren der *Readinger Adler* von 1797 und die *Harrisburger Morgenröthe* von 1799 sind, und eine, die 1847 begründete *Deutsche Post* für die australischen Kolonien in Adelaide, welche auf einen zahlreichen deutschen Leserkreis im Inland rechnen können, weder wie jene westlichen auf die Ferne, noch wie die östlichen größtentheils auf nichtdeutsche Leser angewiesen sind. Die Zahl der deutschen Zeitungen Nordamerikas mag sich auf 80 belaufen; die zahlreichsten und ältesten, aber in dem verdorbensten Styl und am größten

geschriebenen, erscheinen in Pensylvanien, die mehr staatsmännischen großen Parteiblätter: Die neue und alte Welt, Newyorker Schnellpost, Staatszeitung, Allgemeine Zeitung u. in den Seestädten. Religiöse und landwirthschaftliche bilden den Uebergang zu wissenschaftlichen Zeitschriften. — Die Zahl der deutschen Zeitschriften betrug 1847 2134; von 159 österreichischen Zeitschriften im Jahre 1845 waren 76 deutsche. In den Ostseeprovinzen waren 1840 drei Viertel der erschienenen Druckchriften, in Ungarn 1844 und 1845 über 6 vom hundert derselben in deutscher Sprache verfaßt.

* * Die Rothschild'sche Familie hat sich folgendes Motto zum Wahlspruch erkoren: „Variatio delectat.“ (Nur im Wechsel ist Seligkeit.)

* * Allen meinen Freunden und Gönnern zeige ich hiermit ergebenst an, daß ich wieder glücklich bei Anno 1815 angelangt, und in dem Hotel zur „Bundesakte“ abgestiegen bin. Chevalier Michel, Quittirter Republikaner.

Haiti. Den närrischen Kaiser von Haiti schildert der Newyork Herald wie folgt: Soulouque oder Faustin I., Kaiser von Haiti, ist ein schöner Neger, 52 Jahre alt, zur Fettleibigkeit neigend. Seine Physiognomie ist voll Sanftmuth, er lächelt süß, selbst wenn er einen Mord befiehlt. Das hat er von christlichen Kaisern und Königen Europa's gelernt. — Der Luxus ist seine Leidenschaft, besonders der Toilettenluxus. Täglich verändert er mehrmals seinen Anzug oder seine Uniform. Seine Epauletten und Fangschnüre sind von fabelhafter Größe und in Paris zu seinem besondern Gebrauch gefertigt. Ein vollkommener Reiter, sucht er sich die schönsten amerikanischen (?) Pferde aus, mit denen er Parade zu machen pflegt. Er kann weder lesen noch schreiben, und er giebt sich den Anschein, als verachte er die Feder, „das abscheuliche Ding, wie er sagt, wodurch die Weißen so mächtig geworden sind und die armen Schwarzen überlisten.“ Europäische Despoten verachten eben so die Presse. Das Jamaica Journal veröffentlicht eine Liste seiner Minister und des von ihm ernannten hohen „Adels in Lumpen,“ wie man ihn auf Haiti findet. Die Liste ist ergötzlich genug. Kriegs- und Marineminister ist Generallieutenant Louis Dufrene, Herzog von Tiburon, Großmarschall des Kaiserreichs, Großkreuz des kaiserlichen und militärischen St. Faustinordens, Ritter des kaiserlichen Ordens der Ehrenlegion; Justizminister ist Monseigneur de Jean B'te Francisque, Herzog von Limbe, Ritter des kaiserlichen Ordens der Ehrenlegion; Finanzminister der Oberst Louis Gne

Felicite Salomon Herzog von St. Louis des Südens, ebenfalls Ritter beider Orden. Zu den neuer-nannten Fürsten gehört: Se. Durchl., Monseigneur Jean Louis Pierot, Fürst des Reiches, Großmarschall des Reiches, Großkreuz und Großband; Se. Durchl., Monseigneur de Bobe, Fürst von City Haiti, Befehlshaber der Nordprovinz. Zu den Herzögen gehören unter Andern: Monseigneur de Charles Alerte, Herzog von Bemenade, Oberst des kaiserlichen Ehrenstabes und Küchenmeister, Monseigneur de Denis Lemere, Herzog v. Lagaron, Generalkommissär des Kaisers u. s. w. Inzwischen hat die Bevölkerung in Adressen erklärt, daß die Volksvertreter, welche das den Präsidenten Soulouque zum Kaiser umschaffende Dekret unterzeichneten, „sich um das Vaterland wohl verdient gemacht haben.“ Ist es nicht, als sei die haitische Farce nur da, um alle ultramontane wie revolutionäre Wirthschaft, jene mit ihren Titel- und Ordensverleihungen, diese mit ihren hochtrabenden Phrasen in's Lächerliche herabzuziehen. Dazu braucht es Haiti nicht. Dicke europäische Dummheit ist an sich lächerlich, wenn nicht beweinenwerth. Die Grundzüge der vom Kaiser verliehenen Verfassung, welche zweihundert Artikel umfaßt, sind folgende: Kein Weißer kann auf Haiti Bürgerrecht erwerben, dagegen sind alle Afrikaner und Indianer nebst ihren Nachkommen dazu qualificirt. Haiti und die zugehörigen Inseln bilden das Gebiet eines untheilbaren Kaiserreichs. Bürgerliche und religiöse Freiheit wird versprochen, die katholische Kirche aber vorzugsweise dotirt und beschützt. Die Presse und der Unterricht sind frei; in Kriminalsachen entscheidet eine Jury. Haiti erhält einen permanenten von dem Kaiser zu ernennenden Senat und eine auf fünf Jahre zu wählende Kammer, die aber nur vier Monate im Jahre versammelt ist. Der Kaiser ist unverleßlich, seine Würde in männlicher Linie erblich; er erhält eine Domäne von bereits in Kultur befindlichen Ländereien und 150,000 Gourden (eine Gourde ist etwas mehr als 2 Fl. G. M.) jährlich; die Kaiserin 50,000 Gourden. Minister giebt es drei, sie sind verantwortlich; neben ihnen besteht ein Reichsrath von 9 Großwürdenträgern, die der Kaiser ernannt.

Leipzig. Trotz der immer noch sehr ungünstigen Zeitverhältnisse, die bisher insbesondere auf den Buchhandel überaus niederdrückend einwirkten, scheint sich gerade dieser wieder neu beleben zu wollen, und einzelne Verleger sind außerordentlich thätig, um noch vor Ablauf dieses Jahres Novitäten in die Welt zu schicken. So verlegt Otto Wigand ein drei Bände umfassendes Werk, unter dem Titel: „Die sociale Revolution von 1789 bis

jetzt", von dem in den nächsten Tagen der erste Band erscheinen wird. Verfasser dieses Werkes ist der Dr. Stein, gegenwärtig in Kiel, der im Fache des Socialismus schon Namhaftes geleistet hat. — Ein anderes bedeutendes Werk ist der so eben in der Dyck'schen Buchhandlung erschienene erste Band von Th. W. Dangel's großer Monographie: „Gothold Ephraim Lessing, sein Leben und seine Werke“, Lessing's Leben bis zum Breslauer Aufenthalt 1764 umfassend, und fast mit zu viel deutscher Gründlichkeit und tiefeingehender Gelehrsamkeit ausgestattet. Ein Unternehmen endlich, worauf wir vor allem die Theilnahme des Publikums leiten möchten, ist das hier im Verlage der Renger'schen Buchhandlung schon im Jahre 1844 begonnene, seitdem langsam vorgeschrittene „Conversations-Lexikon für die bildende Kunst.“ Dieses von J. A. Romberg begründete und von F. Faber mit außerordentlicher Sorgfalt ausgeführte Werk verspricht eine Perle der deutschen Kunst-Literatur zu werden und zeichnet sich eben so durch seine Vollständigkeit und Geiegenheit, wie durch den Reichthum vortrefflicher Illustrationen und Holzschnitte aus, die in den Text gedruckt dem Werke beigegeben sind. Bis jetzt liegen 30 Lieferungen, beinahe 4 Bände, vor. Das Ganze ist auf 6 Bände berechnet, dürfte sich aber bedeutend weiter ausdehnen, da erst der Buchstabe G erreicht ist, und so wäre nur vor dem Ausdehnen à la Ersch und Gruber zu warnen. — In der schönwissenschaftlichen Literatur ist erschienen eine Novelle: „Spiel und Liebe“, von H. König. — Von Robert Puz kündigt Brockhaus einen zweibändigen Roman: „Das Engeln“, an.

Wfalingen. Ein Steckbrief ist von folgendem Signalement begleitet: Die Blickle ist eine äußerst redselige, zum Weinen und Lachen gleich geneigte Person, hält viel auf Essen und macht den Eindruck eines gutmüthigen Simpels, von mittlerer Größe, hager, im Gesicht runzlich. Bei ihrer Entfernung war sie bekleidet mit einer Haube von breitem Boden, schwarzem Halstuch, rothgestreiftem Kittel, einem ditto Rock, schwarzem Wislingunterrock, weißleinenen Strümpfen, schwarzer Schürze, Schnürschuhen.

Wien. Deutschland bekommt jetzt ein provisorisches Directorium, in welchem Preußen und

Oesterreich jedes eine Stimme und die übrigen Staaten alle zusammen auch eine Stimme haben werden. Wahrscheinlich wird die letzte Stimme die Stimme in der Wüste sein.

* * * Einige Definitionen: **Asien.** In Anbetracht seiner politischen Einrichtungen Deutschland vor den Märztagen, einst die Wiege der ganzen Menschheit. Jetzt ist jedes Land eine Wiege derjenigen Menschheit, von der es bewohnt ist. — **Unrühigkeit.** Befähigung zum ultragutgefinnten Zeitungsredacteur. — **Adam.** Wegen Entstehung des Weibes aus einer seiner Rippen, die nächste Ursache der fortwährenden feindlichen Rippenstöße auf der Welt.

Zürich. „Alle Religion ist Aberglaube und muß ausgerottet werden, wenn die Freiheit der Völker gedeihen soll,“ diese Lehre haben Heinzen und seine Gesinnungsgenossen nicht ohne Erfolg seit Jahren verkündigt. So wurde jüngst in Zürich Blum's Todtenfeier im Kreise der Flüchtlinge und ihrer Freunde begangen. Unter Andern sprach auch der katholische Pfarrer Kälin einige Worte zum Andenken Blum's und berührte hierbei dessen religiöse Richtung. Sogleich entgegnete ihm ein Flüchtling: „Von einem Siege der Freiheit in Europa könne keine Rede sein, so lange der von Pfaffen eingeimpfte Glaube an Gott und Ewigkeit bestehe. Dieser Wahnglaube müsse vor Allem aus der Seele des Volkes gewühlt werden, ehe der Sturz der Throne, die Brechung der Sklavenketten eintreten könne. Um an die Fürsten zu kommen, müsse man zuerst mit den Pfaffen fort.“ Aehnlich heißt es in einem in den Handwerksvereinen der Schweiz stets mit gewaltiger Begeisterung gesungenen Liede:

Fluch dem Gotte, dem blinden, dem tauben,
Zu dem wir vergeblich gebetet im Glauben,
Auf den wir vergeblich gehofft und geharrt,
Er hat uns gefoppt, er hat uns genarrt,
Wir weben, wir weben.

Fluch dem schlechten Vaterlande,
In dem unser Erbtheil nur Glend und Schande.

Altdeutschland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch,
Wir weben, wir weben u. s. w.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.